

In: Joachim Schulte und Uwe Justus Wenzel (Hg.), Was ist ein 'philosophisches' Problem?, Frankfurt/M. (Fischer) 2001, S. 102-113.

GEORG MEGGLE

## Meine philosophischen Probleme und ich

Im China der Han-Zeit soll es in der von den höheren Beamten verwendeten Variante des Mandarin keine Personalpronomina der ersten Person gegeben haben. „Ich werde sehen, was sich machen läßt“, das zu sagen war damals einem Beamten nicht möglich, jedenfalls nicht im Dienst. „Das Hohe Haus wird seine Entscheidung zu treffen wissen“, das ging. Persönliche Wert- und Einschätzungen sollten keine Rolle spielen; das Ich hatte hinter den Möglichkeiten bzw. Notwendigkeiten des Amtes zu verschwinden.

Gute Philosophen verhalten sich *als* Philosophen genauso. Ihr „Ich“ kommt in ihren philosophischen Sätzen nicht vor. In guter Philosophie geht es allein um die Sache; und die hat nichts mit persönlichen Vorlieben und Stellungnahmen zu tun. Guter Philosophie geht es um Erkenntnis und wohlbegründetes Urteil, nicht um bloßes Meinen.

So hatte ich es in meinem Studium gelernt. Genauer gesagt: Das war in etwa das Milieu, in dem ich Analytisches Philosophieren beigebracht bekommen hatte. Und obgleich ich mit diesem Milieu schon von Anfang an gewisse Schwierigkeiten hatte („Dafür ist diese Abteilung nicht zuständig.“ – das hörte ich einfach zu oft.), halte ich diese unpersönliche Philosophie-Auffassung unter dem Strich auch heute noch für die beste. Trotzdem rede ich jetzt anders. Ich werde etwas persönlich, bzw., ich bleibe es.

Warum dieser ‚Bruch‘? Erstens, weil ich, eingeladen, zu dem Band „Was ist ein philosophisches Problem?“ etwas beizutragen, leider viel zu rasch ohnehin schon mit einem „Ich werde sehen, was sich machen läßt“ geantwortet hatte. Weil, zweitens, eine knappe unpersönliche Antwort sogar die Abteilung Philosophiephilosophie schlicht überfordern würde. Weil, drittens, dieser ‚Bruch‘ vielleicht gar keiner ist. Was ich an dem unpersönlichen Philosophie-Konzept am meisten schätze, ist, daß ich ihm zufolge eben nicht immer im Dienst bin. Apropos: Bin ich es jetzt? Und weil, viertens und ehrlich gesagt, die Frage danach, was philosophische Probleme zu philosophischen macht, mich kaum noch interessiert. Während des Studiums spielte ich dieses Fragespiel gerne mit; aber je ernster ich meine Arbeit nahm, desto wichtiger wurden für mich andere Fragen.

Zum Beispiel die, zur Lösung welcher Probleme ich selber überhaupt etwas beitragen kann. Ist es realistisch, daß sich ausgerechnet durch meinen Beitrag auch nur irgendetwas ändert? (Zum Bessern, versteht sich.) Und, noch wichtiger: Welches Problem liegt mir denn wirklich am Herzen? Und zwar so sehr, daß ich bereit bin, mich von ihm auf Monate, wenn nicht gar auf Jahre hinaus gefangennehmen zu lassen? Und schließlich: Wie kriege ich all das, was mir von dem mir Möglichen derart am Herzen liegt, in endlicher Zeit und im Rahmen des mir darüber hinaus mindestens ebenso Wichtigen am besten auf die Reihe?

Man beachte: Die Probleme, für die diese Kompetenz-& Optimierungs-& Motivations-& Umsetzungs-Prüfung gedacht ist, sollen ‚meiner Philosophie‘ nach ausdrücklich nicht auf die Probleme begrenzt sein, die, mitunter schon seit mehr als zweitausend Jahren, als typisch philosophische gelten. Verstößt die Präimplantationsdiagnostik gegen die Menschenwürde? Können intelligente Maschinen wirklich denken? Dürfen wir Entscheidungen über Leben und Tod an sie delegieren? War der Nato-Krieg gegen Serbien o.k.? Diese Probleme sind (mir) nicht weniger wichtig als die nach der Gültigkeit diverser ontologischer Gottesbeweise. *Ich* meine: derzeit sind das sogar die klärungsbedürftigeren Probleme – und zwar auch philosophisch. Daß das nicht alle so sehen, kann ich mir denken.

Ich habe zugesagt, hier von *meinen* Problemen zu reden. Von meinen philosophischen Problemen im weiteren Sinne. Kurz, von den Problemen, die ich wohl nicht bzw. eben so nicht gehabt hätte, wenn ich nicht darauf gesetzt hätte, als Philosoph meine Brötchen zu verdienen. Was waren das für Probleme? Wie kam es zu ihnen? Wie habe ich mich jeweils entschieden – und warum so und nicht anders? Und wie sieht meine Zwischenbilanz aus?

Klar, daß in dieser Skizze nur für die berühmte Spitze des Eisbergs Platz ist. In Wirklichkeit war also fast alles anders. Schon die Behauptung eines Übergangs von „Was ist ein philosophisches Problem?“, der klassischen Philosophie-Anfängerfrage, zu den für den Profi charakteristischen Kompetenz-, Optimierungs-, Wichtigkeits- und Realisierbarkeits-Testfragen, entspricht, genauer betrachtet, nicht der Wahrheit. Der Vierstufen-Test ist, offen gesagt, nur eine Fiktion. Es ist einfach so, daß ich es inzwischen gern *hätte*, wenn sich mein Philosophieren mehr nach diesem Ideal richten würde; aber immer noch bin ich von ihm meilenweit entfernt. Das Ideal ist allzu klar, allzu rationalitätsimprägniert, allzu endgültig, um all meinen Unklarheiten, Irrationalismen und Unfertigkeiten Rechnung zu tragen. Trotzdem: Durch diese Wunschvorstellungs-Brille hindurch beurteile ich mein bisheriges Leben als Philosoph – und sehe von daher klarer, an welchen Stellen ich wohl auch noch ganz andere Probleme hatte. (Ich kenne im übrigen nur wenige Profis, nämlich genau drei, die dieser Vorstellung wirklich entsprechen. Aber vielleicht kenne ich diese eben nur nicht gut genug.)

Die Klärung der *Grundbegriffe der Kommunikation* und die Entwicklung einer *Handlungstheoretischen Semantik* – das sind die beiden Themen, mit denen ich mich (auch über die gleichnamige Dissertation bzw. Habilitationsschrift hinaus) bis heute am intensivsten und längsten beschäftigt habe. Was retrospektiv als Leistung erscheinen mag, die sich einem konsequent durchgezogenen Programm verdankt, läßt sich mit gleichem Recht als Resultat einer Reihe von biographischen Zufälligkeiten, Zwängen und glücklichen Umständen darstellen. Schon mit der Testfrage nach meiner Kompetenz muß ich damals recht fahrlässig umgegangen sein. Zum Glück; sonst hätte ich diese weite Reise wohl gar nicht angetreten.

Mein damaliger Problem-Hintergrund war dieser: Ich war auf Wittgenstein abgefahren, den späten – und zwar total. Das lähmte mein Denken nahezu völlig. Man brauchte irgendein philosophisches Problem nur anzutippen – und schon hatte ich die passenden Passagen aus den „Untersuchungen“ parat. Mehr war leider nicht drin, nur Wittgenstein-Paraphrasen. So kam meine Magisterarbeit über die „Bedeutung = Gebrauch“-Gleichung zustande, das Zentrum von Wittgensteins Spätphilosophie. Gebrauch hieß dabei: regelgeleiteter Gebrauch. Was das ist, das hatte uns mein erster Lehrer so gut erklärt, daß es da, wie ich meinte, einfach nichts weiter zu erklären gab. Meine erste Qualifikationsarbeit trotzdem diesem Thema zu widmen – was für eine Dummheit. Erfolgserlebnisse waren so gar nicht drin; meinem Lehrer würde ich, dessen war ich mir sicher, nie das Wasser reichen können. Eigentlich hätte ich mich ziemlich elend fühlen müssen. Äußere Erfolge (früher Studienabschluß, Stipendien, Oxfordstudium, so gut wie keine Kontaktprobleme) kompensierten wohl einiges.

Ortswechsel. Eine Assistentenstelle. Am dortigen Lehrstuhl eine ganz andere Welt, analytischer Paradigmenwechsel: von der ordinary language philosophy zu formalen Systemen. Alles Bisherige schien von heute auf morgen wertlos. Philosophische Probleme? Ich hatte echt größere Sorgen. Die Zeit war knapp: Mein Chef, dem meine Mängel nicht verborgen blieben, gab mir ein Jahr zur Probe. Ich hatte Glück. (i) Der andere Assistent am Lehrstuhl wurde mein bester Freund. Er brachte mir das Nötige bei. (ii) Ich stolperte über den 10-seitigen Aufsatz *Meaning* von H. P. Grice. Auch dort wurde die „Bedeutung=Gebrauch“-These vertreten; aber anders als bei Wittgenstein: Statt Regeln Ziele und Zwecke (iii) Und dieser Ansatz war mit der epistemischen Logik, über die mein neuer Freund und Kollege gerade am habilitieren war, präzisierbar. Was für eine Chance! Ich hatte mein Thema wieder, war den Wittgenstein-Zwang los und wußte, was ich wollte: die instrumentalistische Alternative. Ich startete durch.

Soviel zu den Problemen, durch die ich hindurch mußte, ehe ich loslegen konnte. Es sind Probleme der Art, die Philosophen vermutlich am meisten zu schaffen machen. Sie kommen einer Gehirnwäsche gleich. Ich wünsche die damit einhergehenden Verletzungen (des Selbst und die anderer) niemandem. Aber vielleicht sind sie in unserer Branche manchmal ganz unvermeidbar.

Nun ein Blick auf eher Arbeits-interne Probleme. Bei meinem „Durchstarten“ verschätzte ich mich, was die Zeitvorstellungen betraf, völlig. In meiner Dissertation wollte ich außer der Griceschen Semantik auch die dieser vorgeschaltete Allgemeine Kommunikationstheorie (bzw. die so genannte Theorie der Sprecher-Bedeutung) und auch gleich die Theorie der Implikaturen (der Kommunikation zwischen den Zeilen) rekonstruieren. Für die Kommunikationstheorie brauchte ich volle fünf Jahre; für die Handlungstheoretische Semantik in etwa die Hälfte. Die Implikaturentheorie ist immer noch unerledigt.

Warum hatte ich mit den Kommunikations-Grundbegriffen (Dissertation) so viel mehr Probleme als mit der Semantik (Habilitationsschrift)? Nun, bei der letzteren hatte ich die nötigen Formalia schon drauf; bei der Diss fing ich mit diesen erst an. Zur Semantik gab es zudem schon Vorarbeiten von hohem theoretischen Niveau (z.B. die Konventionentheorie von D. Lewis); zur Kommunikationstheorie nichts dergleichen. Und die Kommunikationstheorie erforderte außer Logik auch noch eine große Portion an Phantasie. (Daher machte mir diese Arbeit außer viel mehr Mühe gelegentlich auch viel mehr Spaß.) Die zentrale Frage in der damaligen Debatte war: Wie offen müssen die mit einem Tun verknüpften Absichten sein, damit es nicht nur ein Jemanden-etwas-glauben-machen-Wollen ist, sondern ein echtes Zu-verstehen-geben-Wollen (ein echter Kommunikationsversuch eben)? Immer komplexere Gegenbeispiele hatten die Postulierung immer komplexerer Kommunikationsabsichten notwendig gemacht. Wer schafft es, diese Komplexität um eine weitere Stufe nach oben zu schrauben? Das war in jenen Kreisen damals *die* Denksportaufgaben. Bei Stufe 4 brach dieser Wettbewerb ab, vielleicht auch bei 5, sicher aber bei 5 ½.

Das war gut so. Die ganze Debatte hatte drei Mankos: Die Sportsfreunde machten sich nicht die Mühe, ihre angeblichen Gegenbeispiele wirklich plausibel zu machen. Kurz: Sie postulierten Gegenbeispiele, wiesen diese nicht wirklich nach. Dazu wäre die Schilderung von Welten nötig gewesen, in denen höherstufige Täuschungsabsichten zu Hause sind: die der Kriminellen, Spione, Geschäftsleute etc. Zudem hatten sie es versäumt, ihre Intuition vor dem Einstieg in unklare Fälle erst mal an klaren zu schärfen. Kein Wunder daher, daß sie dann angesichts ihrer eigenen überkomplexen Erfindungen von ihren Intuitionen im Stich gelassen wurden. Und: Sie arbeiteten ohne logisches Netz – und merkten es so nicht einmal, wenn ihr „System“ schon längst abgestürzt war. Diese Debatte ist ein exzellentes Beispiel für letztlich *witzlose Spitzfindigkeit* – also auch dafür, wie gutes Philosophieren gerade *nicht* laufen sollte. Das liegt nicht an der Problemstellung selbst (die war o.k.), sondern einfach daran, daß unser normaler Umgangssprachenverstand für solche Probleme zu schwach ist.

Was zu tun war, war klar: Ich schrieb Drehbuchskizzen für Krimis, strickte das nötige Logiknetz und stellte jenes Prinzip in den Mittelpunkt, das zwar von fast allen Mitdiskutanten erwähnt, vor mir aber nie ernsthaft benutzt worden war. Das von mir so genannte Reflexivitäts-Prinzip: Kommunikation zielt auf ein Verstandenwerden ab. (Woraus so etwas folgt wie: Etwas hat die *K-Eigenschaft* nur dann, wenn es als ein etwas mit dieser *K-Eigenschaft* verstanden werden soll.)

Warum wurde dieses Prinzip, obgleich *der* Kern unseres ganzen intuitiven (inter-personalen) Kommunikations-Verständnisses, schlicht ignoriert? Ganz einfach: Weil die Autoren im logisch-propädeutischen Grundkurs aufgepaßt hatten. Das Prinzip ist eklatant zirkulär. Das ist richtig. Aber wen kümmert's? Offenbar bis dato alle. Mich nicht. Auch ich wußte vom

Grundkurs her, daß zirkuläre Definitionen nichts taugen. Aber das ist kein Argument gegen das Reflexivitäts-Prinzip. Denn dieses ist viel mehr als eine definierende Bedingung; es ist *das* Adäquatheits-Kriterium für eine jede Kommunikations-Definition. Kommunikation ist nur dann adäquat erklärt, wenn aus der betreffenden Definition das Reflexivitäts-Prinzip als Theorem folgt. Wie sieht eine solche Definition aus? Dieses Problem galt es noch zu lösen. Das war das eigentliche Thema meiner Dissertation.

Seitdem weiß ich, was rationale Rekonstruktionen sind. Und wie vertrackt und knifflig diese sein können, zumal wenn sie in Form einer systematisch aufgebauten Theorie (nach Carnapschem Muster) vorgelegt werden sollen. Und das war mein Ziel. Ständig hatte ich mindestens drei Dinge gleichzeitig im Auge zu behalten: Die Explikationen sollten den paradigmatischen Kommunikations-Beispielen möglichst nahekommen; und das Reflexivitäts-Prinzip und weitere formale Forderungen mußten erfüllt sein. Und zugleich sollte die ganze Maschinerie beherrschbar, also nicht zu kompliziert werden. Das war nur um den Preis extrem starker Idealisierungen zu bekommen. All diese Faktoren zusammen bewirken: Rationale Rekonstruktionen sind furchtbar labile Gebilde. Den formalen Teil der Grundbegriffe (mitsamt den ganzen Beweisen) habe ich, bis alles „paßte“, etwa sieben mal neu geschrieben. Ich war ein Maulwurf, der sich mühsamst aus dem Innern eines riesigen Formelbergs ins Freie wühlt; und kaum kriegte ich Luft, bricht der ganze Berg erneut über mir zusammen. Diesen tierischen Sisyphus-Albtraum hatte ich damals oft. Begreiflich also, daß ich, nachdem der letzte Beweis gecheckt war und alles „stimmte“, tagelang Purzelbäume schlug. Frust und Freude kommen wohl auch beim Philosophieren nicht ohne einander aus.

Philosophieren in diesem Stil ist vor allem Übungssache. Zu diesen Übungen braucht es einen langen Atem und starke Nerven. Als Rational-Rekonstrukteur kann man es nämlich nie allen Recht machen. Den einen sind die theoretischen Resultate den vortheoretischen Begriffen nicht ähnlich genug; und paßt beides zusammen, so wird die Theorie gleich als trivial kritisiert; anderen macht das verwendete Modell viel zu starke Voraussetzungen; wieder anderen paßt schon die ganze System-Richtung nicht; etc. Je länger man selber an und mit Rekonstruktionen gearbeitet hat, desto cooler wird man auf solche Einwände reagieren. Ich weiß, das riecht stark nach Immunisierung.

Die ist ab und zu sogar nötig. Wer Größeres (nicht unbedingt Höheres) im Blick hat, kann sich nicht gleich zu Anfang jedem Detail widmen. Möglichst stark (mit möglichst starken Idealisierungen) anzufangen, ist völlig in Ordnung; abschwächen wird man dann immer noch können. Wie weit man es beim Philosophieren mit der Immunisierung treiben darf, darüber gibt es leider und zum Glück keine generellen Regeln. Der Streit darüber dürfte genauso fruchtlos sein wie der darüber, was ein philosophisches Problem ist. Und vielleicht hängen diese beiden Probleme ja letztlich zusammen.

Auf wieder ganz andere Probleme stieß ich, als ich – und da hatte ich nach zwei Jahren Arbeitslosigkeit mein erstes professorales Lebenslänglich schon in der Tasche – erstmals ein Seminar zur Angewandten Ethik veranstaltete. Thema war die Ethik der nuklearen Abschreckung. Was halfen mir meine ganzen Begriffsklärungskünste? Was die aus diesen Künsten mit wenigen weiteren Kniffs sich ergebende metaethische Diskurs-Kompetenz? Fast gar nichts. Meine Urteilskraft unterschied sich von der an den Stammtischen kaum. Ich war geschockt. Noch mehr, als ich mich umsah und merkte, daß das (damals, 1986) an unseren Universitäten dem philosophischen Standard entsprach. An welchen philosophischen Instituten wurde gute praktische Ethik praktiziert? So gut wie nirgends. Das wollte ich ändern – wozu sich '89 im Zuge meines Rufs an eine andere Universität bald eine gute Chance anzubieten schien. Meine beiden ersten Assistenten und ich traten für die Gründung eines Instituts für Praktische Ethik ein, organisierten Projekte zu dessen Vorbereitung, suchten und gewannen viele internationale Kontakte. Wir waren optimistisch – und blauäugig. Eine Einladung an den falschen Mann – und alles war zu Ende. Was war passiert? In „Wie man in

Deutschland mundtot gemacht werden kann“ berichtet Peter Singer (in: *Praktische Ethik*, Anhang) näher davon. (Vieles hat sich seitdem in Saarbrücken wie „im Reich“ geändert.)

Inzwischen, nach meinem Wechsel nach Leipzig, bin ich wieder optimistischer. Was mit der Einheit von Lehre und Forschung gemeint sein könnte, das durfte ich hier im Kontext der Forschergruppe Kommunikatives Verstehen immerhin für ein paar Jahre erfahren – wengleich eher indirekt, vermittelt über die Erfahrungen anderer. Als Sprecher der Gruppe blieb mir vor lauter Organisieren kaum Zeit für eigenes Forschen. Aber als soziales Wesen litt ich, solange es die Gruppe gab, darunter nicht zu sehr. Bereicherung erfahre ich zunehmend aus einem mir lange eher verschlossenen Gebiet der Philosophie, der Ästhetik. An unserem Institut gibt es das Projekt Kunst-Kommunikation, dessen primäre Aufgabe die Vermittlung zwischen akademischer Kunst-Theorie einerseits und aktueller Kunst-Praxis (vor Ort) andererseits ist. Philosophen philosophieren jetzt auch in der Galerie für Zeitgenössische Kunst; und Künstler zeigen uns auch im Institut, wie blind wir manchmal doch sind. Im Philosophieren, aber auch sonst.

„Ist dieser Krieg gut?“ Im Frühjahr '99, zu Beginn der NATO-Angriffe gegen Serbien/Jugoslawien, stellte sich diese Frage für die meisten Deutschen kaum mehr. Sie galt als entschieden: Die internationale Gemeinschaft darf schwerwiegendste Verbrechen gegen die Menschlichkeit nicht dulden. Richtig. Aber deshalb „Humanitäre Interventions“-Bomben auf Belgrad? Ich hatte Zweifel – und führte gerade wieder mal ein Ethik-Kolloquium durch. In dem die Teilnehmer mit Recht außer über die Dauerbrenner Abtreibung, Euthanasie usw. auch über diesen „aktuellen Fall“ diskutieren wollten. Meine Mitarbeiter, fast das halbe Institut kamen dazu; auch die Mitarbeiter der philosophischen Projekte der Forschergruppe legten die Kommunikativen Verstehens-Probleme für eine Woche beiseite und schloßen sich an. Noch nie hatte es am Institut solche intensiven Debatten untereinander (Studenten inklusive) gegeben; in diese einbezogen war auch eine Gruppe von Kollegen und Studenten aus Belgrad. Bei keinem philosophischen Problem war ich bislang dermaßen innerlich zerrissen und engagiert. Was mich zutiefst irritierte: wie die meisten meiner ehemals pazifistischen Freunde von einem Tag auf den anderen zu Bellizisten mutierten. Ich etwa auch? Was sind Humanitäre Interventionen? Was sind genau die Kriterien, die erfüllt sein müssen, damit sie moralisch gerechtfertigt sind? Sind diese Kriterien im vorliegenden Fall wirklich erfüllt? Je stärker ich mich mit diesen Fragen beschäftigte, desto stärker wurden meine Zweifel. Und meine Klärungsversuche gingen (wie meist) nur mühsam vonstatten. Zunächst wollte ich einfach nur selber wissen, was ich denken sollte. Je stärker aber meine Zweifel wurden, desto stärker wurde der Wunsch, diesen Zweifeln auch andere auszusetzen. Ich hielt den Kriegs-Vortrag dann an mehreren Universitäten. Wenige Tage vor dem Grünen-Parteitag, von dem ich mir eine Grundsatzdebatte zum Thema erhofft hatte, erschien dann in der ZEIT der Beitrag von Habermas. Der war pro. Die Grundsatzdebatte war entschieden. Philosophie ist keineswegs wirkungslos.

Zwei Jahre später. Heute sehen wir einiges klarer. Also: Wie beurteilen wir diesen Krieg jetzt? Welche Schlüsse ziehen wir für die nächsten Interventions-Fälle? Und welche politisch-philosophischen Konsequenzen wären jetzt angezeigt? Dieses Thema läßt mich noch nicht los. Ich breche meinen mir selbst gegebenen Schwur – und lade doch noch einmal eine Reihe von Philosophen und sonstigen Interventions-Experten zu einer Konferenz ein.

Soviel, wie gesagt, zur Spitze des Eisbergs. Ob es auch für einen Philosophen echte Probleme geben kann? Oh ja.